

dargestellt werden konnte. Biographisch betrachtet scheint Führer einem E.T.A. Hoffmann-Text entsprungen zu sein. Markéta Kabelková setzte sich mit einzelnen Aspekten im Werk von Václav Jan Tomášek auseinander. Tomášek begriff sich von der Nationalität als Tscheche, später schrieb er auf Deutsch. Er hatte Kontakte mit den tschechischen Patrioten und dem bohemistischen Kreis um die Zeitschrift *Ost und West*. Karl Viktor Hansgirk und Rudolf Glaser waren seine Schwäger. In seiner Autobiographie, die er auf Deutsch schrieb, findet man Hinweise auf Probleme beim Spracherwerb. Eine lediglich vereinzelte Aussage über Nationalmusik findet man in einem Brief an Hanka, der in der *Libussa* 1859 veröffentlicht wurde, wobei Tomášek Kritik an einseitigem, übertriebenem Patriotismus äußerte. Undine Wager befasste sich anhand von Anton Müller, Nachfolger von Johann Heinrich Dambeck als Professor für Ästhetik an der Prager Universität, mit dem geistig-kulturellen Leben Prags in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Susanne Dammann schließlich, die den eigentlichen Zeitraum der Tagung überschritt, befasste sich mit J. B. Foerstlers musikschriftstellerischer Arbeit, in der er sich als ein Apologet der nationalen tschechischen Musikkultur offenbarte, er zugleich aber in Hamburg gemeinsam mit Gustav Mahler eine „böhmisch-österreichische Enklave“ bildete.

Mit dieser Tagung scheint das Sudetendeutsche Musikinstitut sich von gewissen selbstauferlegten Beschränkungen vergangener Zeiten verabschieden und in wissenschaftlicher wie kulturpolitischer Hinsicht neue Wege beschreiten zu wollen, was allemal zu begrüßen ist. Schließlich haben sich die Rahmenbedingungen im deutsch-tschechischen Kontext seit 1989 entscheidend verändert, so dass auch eine Institution, die vorrangig der Traditionsbewahrung verpflichtet war, sich dieser Herausforderung stellen muss. Und dazu gehören, dies hat die Tagung eindrucksvoll unter Beweis gestellt, eben auch vergleichende musikwissenschaftliche Forschungen im Spannungsfeld nationaler Differenzierungsprozesse. Bleibt zu hoffen, dass auch der mitunter falsche Assoziationen hervorrufende Name der Institution mittelfristig den neuen Begebenheiten Rechnung tragen wird – ein *Deutsch-tschechisches Musikinstitut* wäre allemal zeitgemäßer und könnte, nach dem Vorbild *Collegium Carolinum*, zu einer wichtigen Forschungseinrichtung, nur eben für die musikhistorischen und -wissenschaftlichen Belange der Böhmisches Länder avancieren.

Peter HASLINGER, K. Erik FRANZEN, Martin SCHULZE WESSEL (Hgg.): *Diskurse über Zwangsmigrationen in Zentraleuropa. Geschichtspolitik, Fachdebatten, literarisches und lokales Erinnern seit 1989* (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 108). München (Oldenbourg) 2008, 559 Seiten.

Die erweiterten Diskursmöglichkeiten, so die Herausgeber, haben nach 1989 eine Ausweitung der Debatten über Fragen von Flucht und Vertreibung in Zentraleuropa ermöglicht, die sich sowohl im „geschichtswissenschaftlichen als auch im öffentlichen Raum“ abspielen. Ungeachtet terminologischer Verkürzung bzw. Vagheit – es handelt sich bei diesem Thema nicht nur um geschichtswissenschaftliche Debatten, um einen gewissen Tunnelblick von vornherein zu vermeiden, mit öffentlichem Raum meint man wohl die medialen (Re-)Aktionen – besitzt das Thema Zwangsmigration tatsächlich eine Konjunktur in wissenschaftlicher wie medialer Hinsicht. Insofern ist die Absicht der Herausgeber allemal zu begrüßen, sich mit den Kontroversen, die sich seit 1989 entfalten, übergreifend zu befassen. Neben umfangreichen Dokumenten, erfasst werden zentrale Texte zur Debatte aus Deutschland, Österreich, Polen, Ungarn, der Slowakei und Tschechien, nähern sich 14 Beiträge dem Vertreibungsdiskurs, entweder aus einer inhaltlich-thematischen Fokussierung, so K. Erik Franzen zur Debatte um ein Zentrum gegen Vertreibung, Mathias Beer zur wissenschaftlichen Debatte um Zwangsmigration in der alten Bundesrepublik, und/oder aus einer nationalstaatlichen: Piotr Majewski, Claudia Kraft und Maren Röger befassen sich in ihren Beiträgen mit den Debatten in Polen, Gerhard Sewann, Éva Kovács und Marína Zavacká mit der Situation in Ungarn bzw. der Slowakei, Heidemarie Uhl untersucht die österreichische Debatte, Christian Domnitz und Adrian von Arburg betrachten den Fall Tschechien, Marina Cattaruzza und Orietta Moscarda widmen sich gewissermaßen als Sonderfall der Vertreibungsdebatte in Italien, Slowenien und Kroatien. Abgeschlossen werden die Beiträge um zwei Analysen zur den literarischen Thematisierungen, Elke Mehnert zur DDR-Literatur, Patricie Eliášová zur deutschsprachigen Literatur aus den böhmischen Ländern.

Der Vergleich ermöglicht, wie intendiert, eine transnationale Erfassung der Thematisierungen zur Zwangsmigration, deren durchgängige Signatur, so die These, Ausdruck einer nationalen Erinnerung ist, die parallel zu Prozessen politischer und ökonomischer Europäisierung verläuft. Wird man auch bezüglich schematischer Periodisierungen nach dem Muster einer „Pluralisierung des Diskurses über seine Popularisierung bis hin zur

Politisierung und zum Teil auch Polarisierung“ (XXIII) vorsichtig sein müssen, da man es immer mit Überlagerungen und Gleichzeitigkeiten zu tun haben wird (was für den einen eine Popularisierung bedeuten mag, kann für den anderen schon eine Politisierung sein), die sich eindeutiger Zuordnung entziehen, so zeigen sich zumindest neben national determinierten Aneignungsmechanismen zunehmend auch zivilgesellschaftliche in Form unvoreingenommener Auseinandersetzung mit einem lange Zeit tabuisierten Erbe bzw. einer zum Teil idealisierenden Anknüpfung an multikulturelle Traditionen.

Im großen und ganzen setzen sich die Beiträge denn auch weniger mit dem Vertreibungs- respektive Zwangsmigrationsdiskurs selbst auseinander, sondern erfassen die jeweiligen thematischen Konjunkturen vorzugsweise in der Geschichtswissenschaft sowie den Medien. So lässt sich zeigen, dass sich in der Bundesrepublik Deutschland im Verlauf der 60er Jahre ein Erklärungsmuster herausbildete, das „Flucht und Vertreibung ganz überwiegend aus der Vernichtungs- und Besatzungspolitik des Dritten Reiches“ verstand, so K.E. Franzen in seinem Beitrag, bis es nach 1989 zu „einer Neuordnung der nationalen Erinnerungskultur“ (17) kam. Tatsächlich, hier ist Franzen zuzustimmen, lässt sich eine neue Opferkonjunktur bzw. auch Opferkonkurrenz beobachten, nur hätte man hier eine genauere Analyse der zugrunde liegenden kommunikativen Strategien vornehmen müssen, um letztlich die Assertion auch argumentativ belegen zu können. Dass der Bundespräsident (24) über das Gedenken an die Opfer der Vertreibung eine Argumentation des BdV übernimmt, besagt in dieser Pauschalisierung nicht allzu viel. Notwendig wäre also eine präzise vergleichende Analyse der Intentionen, der appellativen Struktur, der eingesetzten Assertionen und Prädikationen, um eine derartige These dann auch zu begründen. Damit soll nicht der Beitrag, der die Entwicklung der Debatte in Deutschland sehr gut nachzeichnet, abqualifiziert, sondern es sollen eher Hinweise darauf gegeben werden, Thesen entsprechend argumentativ zu stützen bzw. eine Analyse nicht auf der Ebene von Thematisierungen auf der Textoberfläche zu beschränken. Diese Einwände lassen sich für fast alle Beiträge konstatieren, die allerdings, das muss gerechterweise erwähnt werden, anstelle des Ausdrucks Diskurs fast immer Debatte verwenden.

Eine Ausnahme bildet der kulturwissenschaftlich fundierte Beitrag von Heidemarie Uhl, die sich am Beispiel Österreichs mit den Veränderungen der Kontexte befasst, von denen aus eine neue „Semantik des Schuld-

bzw. Bekenntnisdiskurses“ entwickelt wurde, in dem dann eben auch ein traumatischer Ort wie Flucht und Vertreibung sich einer affirmativen Sinnbildung öffnen konnte (168f.). Ausgehend von einer Rezension Hans Ulrich Wehlers an Jörg Friedrichs *Der Brand* wird der Transfer der Terminologie aus der Holocaust-Erinnerung als ein Mechanismus identifiziert, mit dessen Hilfe Flucht und Vertreibung sich als ein neues, west- und ostdeutsche Erfahrung umspannendes Narrativ etablieren lassen. Uhl berücksichtigt die diversen Thematisierungen (Debatten), in denen es um Verhandlungen angemessener sprachlicher und kultureller Repräsentation geht, wichtige Voraussetzung für die Etablierung – und hier passt der Terminus – eines Gegendiskurses.

Man wird somit, lässt man die Beiträge Revue passieren, den Verdacht nicht los, dass eine linguistisch bzw. kulturwissenschaftlich fundierte Diskursanalyse, die die unterschiedlichen Ebenen von der Thematisierung des Phänomens über die präzise Analyse der zugrunde liegenden argumentativen Strategien (z. B. Singularisierung der Vertreibungserfahrung, Vergleich etc.) und der jeweiligen sprachlichen Realisierungsmittel erkenntnisfördernder sein müsste. Es bleibt im Wesentlichen bei einer inhaltlichen Erfassung und Einordnung der Debatte unter Ausklammerung der diskursdeterminierenden Dimensionen. Steht nicht hinter den Debatten um Zwangsmigration letztlich ein wirkungsmächtiger, kollektivierender Diskurs auf der Basis binärer Kategorisierung (Wir und die Anderen), der eine Grundvoraussetzung für ein Denken bildet, dass die Verbrechen von Einzelnen (z. B. durch Kollaboration) den Interessen des Kollektivs unterordnet? Und spielen bei diesen Konstitutionsmechanismen nicht immer bestimmte ‚mächtige‘ Akteure eine diskursdeterminierende wie -organisierende Rolle?

Steffen Höbne

Lukáš NOVOTNÝ: *Vergangenheitsdiskurse zwischen Deutschen und Tschechen. Untersuchung zur Perzeption der Geschichte nach 1945*. Baden-Baden (Nomos) 2009, 270 Seiten.

Diese Dissertation handelt zunächst von der Wahrnehmung historischer Vergangenheit nach dem Ende des 2. Weltkriegs, genau in den ersten Jahren seit der letzten Jahrtausendwende, die zugleich zehn Jahre nach dem

politischen Umschwung von 1989/90 markierte. Dass 2000 selber einen wichtigen Punkt auf der Zeitachse bezeichnete, war später an der Vielzahl der Publikationen zu merken, die in diesem Jahr, kurz vorher oder kurz danach erschienen oder ihre Vorbereitung erfuhren. Hierher gehört ebenfalls die vorliegende Untersuchung, die Lukáš Novotný an der Technischen Universität Chemnitz bei Eckhard Jesse verteidigte. Die Arbeit beruht auf der Zusammenarbeit mit der Ludwig-Maximilians-Universität München (Zentrum für angewandte Politikforschung). Zehn Jahre nach der Wende suchte die Forschung eine erste Bilanz zu ziehen, nachdem der Eindruck entstanden war, dass sich vor allem an der Grenze zwischen Bayern und Tschechien die Nachbarschaft nicht wie ursprünglich erwünscht und erwartet entwickelt hatte.

Dieser Beitrag zur Untersuchung von Vergangenheitsdiskursen besteht aus zwei Teilen, von denen sich der erste vor allem mit dem Begriff Diskurs und der historischen Entwicklung befasst. Im zweiten Teil stellt der Autor die Ergebnisse seiner eigenen Erhebung vor, die er im bayerisch-tschechischen Grenzgebiet nach 2000 durchgeführt hat, wobei er einen ausgewählten Personenkreis nach seinem Blick auf die Geschichte und nach den persönlichen historischen Erfahrungen befragte. Das Datenmaterial wurde anschließend qualitativ ausgewertet. Die Betonung liegt also eher auf einzelnen Wortbeiträgen und nicht auf einer systematischen Untersuchung. Befragungen von Personen an der bayerisch-tschechischen Grenze fanden seit 1990 immer wieder statt, zum 20. Jahrestag der samtenen Revolution 2009 kamen erneut die Zeitzeugen zu Wort. Das Thema Vergangenheitsdiskurse bleibt also im bayerisch-tschechischen Bereich auch weiterhin interessant, so dass die Politik aus den Meinungen der in beiden Grenzgebieten Ansässigen manche Hinweise für die Entwicklung eigener Vorstellungen beziehen kann.

Der Autor, der Germanistik in Pilsen und Bayreuth studierte und heute als Mitarbeiter im Fachgebiet Politikwissenschaft an der Comenius-Universität (Prag) und an der Purkyně-Universität (Ústí nad Labem-Aussig) tätig ist, hat sich also mit Wahrnehmungen, mit Wissen, Kenntnissen, Meinungen, Mustern der Beurteilung, Traditionen des Denkens befasst, so dass hier keine historischen Erkenntnisse, was den Personenkreis betrifft, zu erwarten waren. Die Methode zielte darauf ab, die Menschen an der Grenze zu Wort kommen zu lassen und über Zeit und Raum sowie ihre Einstellung zu den jeweils anderen Nachbarn zu befragen. Von daher können Novotnýs Ergebnisse auch für die Germanistik wertvoll sein, gerade

in landeskundlicher Hinsicht. Die Grenze ist nämlich noch kein besonders beachteter Gesichtspunkt innerhalb der germanistischen Forschung, weder auf der bayerischen noch auf der tschechischen Seite.

Lukáš Novotný hat in seinem Verständnis von Vergangenheitsdiskursen den Prozess des Berichtens in den Vordergrund gestellt: Hier darf sich der interessierte Leser auf kurze Geschichten freuen, auf knappe Mitteilungen als Kleinsterzählungen mit Anfang, Hauptteil und Ende sowie sehr oft mit einem markant herausgearbeiteten Höhepunkt, einer Pointe, einer besonderen Erkenntnis – also auf Erzählen im Alltag. Menschen, die von der Geschichte ausersehen sind, Grenzer zu sein (tschech. *hraničáři*), die also dort zu leben, wo das eine Gebiet aufhört und das andere beginnt, haben ihre eigenen besonderen Lebensinhalte, insofern sie von der Geschichte nicht als Reiter vorgesehen sind, sondern eher als Ross, so dass die Zeit mit ihnen umgeht und nicht sie mit der Zeit verfahren. Gerade hier wären nun die Ausführungen von Lukáš Novotný weiterzuentwickeln und zu fragen, ob die Passivität des sogenannten Grenzerdasein das letzte Angebot der Betroffenen sein soll. Dass dies nicht sein darf, darauf zielten schon früh die Vorstellungen der Europäischen Union.

Wenn wir außerdem bedenken, dass nach dem Befund von Norbert Elias gerade im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit ein wesentlicher Zivilisationsschub vor sich ging, so steht uns seine Entdeckung an der bayerisch-tschechischen Grenze noch bevor – zusammen mit Elias' Hinweis am Ende seines Werks *Über den Prozeß der Zivilisation*: „Die Zivilisation ist noch nicht abgeschlossen. Sie ist erst im Werden.“ Zu dieser Feststellung führt gerade die aus Novotnýs Beitrag hervorgehende Frage nach der Entwicklung von Nachbarschaft, und zwar nicht erst seit der Wende 1989/90: Nachbarschaft nicht als Ergebnis, sondern als andauernder Neubeginn? Bestimmt aber als ein die Grenzen übersteigendes, Neues hervorbringendes, Wertvolles schaffendes Wirken kreativer Kräfte. Darauf zielen zwei weitere Fragen: Leben die Menschen der Grenze noch immer getrennt? Oder sind sie schon Menschen des Miteinander? Im Gespräch mit Lukáš Novotný äußerte ein skeptischer Bayer: „Ich persönlich, halte es (Partnerschaftsaktivitäten) für verfrüht. Weil ich glaube, dass die Bevölkerung, und auch die Politik, die öffentliche Meinung, die Presse, die Politik in Tschechien noch nicht soweit ist, dass man von einer tragfähigen Basis für eine vertrauensvolle Partnerschaft sprechen kann.“ (233)

In den Gesprächen herrschte, wie verlangt, der Blick zurück – die Schau in die Vergangenheit und in die eigene Biographie der Teilnehmer.

Die Gelegenheit, in der Grenzsituation Dynamik zu entwickeln und im Gespräch auch Beispiele kreativer Prozesse anzudeuten, wurde von den Interviewpartnern nicht genutzt. Das wäre angesichts der bayerisch-tschechischen Situation wohl auch viel zu ungewöhnlich gewesen. Die Nähe des jeweils anderen Grenzlandes ist somit weiterhin Ferne geblieben, wie eine Reihe von Aussagen innerhalb der Befragungen ausdrücklich bestätigt. Die Lektüre von Novotnýs Buch kann daher nicht gerade optimistisch stimmen, was den Fortschritt der Nachbarschaft betrifft. Vergangheitsdiskurse wirken offenbar eher als Auftrag für die Zukunft.

Lenka Matušková

Petr LOZOVIUK: *Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen* (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 26). Leipzig (Universitätsverlag) 2008, 424 Seiten und 33 Abb.

Wenn Böhmen als Paradigma fungiert, verspricht der Titel viel. Das leuchtet insofern ein – trifft doch hier, in Prag, die an den deutschsprachigen Universitäten Mitteleuropas fast zeitgleich sich vollziehende Gründungsphase der institutionellen Volkskunde auf eine ethnisch gespaltene Universität in einer prekären Phase der Desintegration von Deutschen und Tschechen in Böhmen. 1882 wurde bekanntlich die Carolo-Ferdinanda in zwei gleichberechtigte Universitäten geteilt, in die tschechische und die deutsche Karl-Ferdinands-Universität. Die akademische Ausformung der Volkskunde verlief in Böhmen von Beginn an parallel in zwei sprachnationalen Varianten, die sich jeweils als „nationale Wissenschaft“ mit Tendenz zur politischen Revitalisierung ihrer eigenen „Volkskultur“ verstanden. Daraus abgeleitet, zielt das Buch explizit auf Interpretation des deutschsprachigen Wissenschaftsprozesses aus interethnischer Perspektive sowie auf die Frage der wechselseitigen Beeinflussung von Wissenschaft und Gesellschaft bei der böhmischen Identitätsformierung (13f.).

Angesichts der somit vorgestellten Intention ruft die Titelgebung Kritik hervor, die der Text als solcher nicht verdient. Erstens weckt der Titel die Erwartung, dass eine Theorie zur Interethnik im Wissenschaftsprozess am lokalen Beispiel entwickelt wird, was nicht zutrifft. Zweitens lässt er vermuten, dass Böhmen als theoriebildendes Paradigma einer intereth-

nischen Situation gelten soll. Das mutet paradox an, indem sich in der Analyse ein Muster fortzusetzen scheint, das den Gegenstand selbst kennzeichnet: Die deutschsprachige Volkskunde Böhmens hob lokale Erscheinungen als besonders typisch, also paradigmatisch heraus. Sie konstruierte die Deutschböhmen als Sprachinsel- und Grenzlandbewohner und daraus resultierend als besonders deutsch. Soll nun die deutsch-tschechische Situation in Böhmen als theoriebildendes Beispiel einer Interethnik-Situation herangezogen werden? Der Text sagt das nicht aus. Es ist einzig ein Problem, das sich aus der Formulierung des Titels ergibt und insofern den Blick auf den Text nicht verstellen sollte.

Petr Lozoviuk legt eine umfassende Darstellung zur Geschichte der deutschsprachigen Volkskunde in Böhmen von den vor-institutionellen Anfängen im 19. Jahrhundert bis zu ihrem Ende 1945 vor. Dem Vorwort und einer kurzen Einführung folgen neun Kapitel, das erste theoretisch und methodologisch in die Diskursanalyse einführend, das letzte zusammenfassend. Kapitel zwei, drei und vier widmen sich den Anfängen und der Etablierung des Faches Volkskunde in Böhmen und speziell an der Prager Deutschen Universität, bis hin zu den Inhalten der Lehre und mit Exkursen und Vertiefungen zu August Sauer, Adolf Hauffen und Gustav Jungbauer, zur Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde, zu Joseph Hanika und zur Sprachinselforschung. Kapitel fünf stellt die ideologischen Ausrichtungen der „Rassenkunde“ und „Volksforschung“ dar und problematisiert sie. Danach weitet sich der Blick und wendet sich in Kapitel sechs der außeruniversitären Volkskunde, in Kapitel sieben dem „Volkstum“, also der politischen Anwendung der Volkskunde zu. Kapitel acht blickt auf die slawistischen Forschungen, die mehr und weniger mit der Disziplin Volkskunde verknüpft waren.

Der Anhang hält zusätzlichen Stoff bereit: eine Liste von Adolf Hauffens angekündigten Lehrveranstaltungen der ersten Jahre, die an der Prager Deutschen Universität abgeschlossenen Diplomarbeiten und Dissertationen sowie zwei für die Fachgeschichte in Böhmen markante Texte: eine Aufforderung zur volkskundlichen Stoffsammlung in den deutschsprachigen Gebieten der Tschechoslowakei, die ein nicht genannter Verfasser in der ersten Ausgabe der *Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde* 1928 publizierte, und das unveröffentlichte Manuskript eines Vortrages von Joseph Hanika zum „Aufbau der volkskundlichen Kultur im Böhmischnährischen Raum“, gehalten vor tschechischen Geschichtslehrern in Rankenheim bei Berlin 1942. Selbstverständlich folgen ein Personen- und

ein Ortsregister. Ein Sachregister fehlt, ist aber angesichts der Thematik entbehrlich. Das umfangreiche Literaturverzeichnis bietet überwiegend deutsch-, aber auch zahlreiche tschechischsprachige Publikationen, von den wissenschaftlichen Primärtexten bis zum aktuellen Stand der Forschung. Der Autor hat seine Sprachkenntnis genutzt, um die einschlägigen Akten in den Staatlichen Kreisarchiven Budweis, Reichenberg, Saar und Wittingau, in den Archiven der Slowakischen und der Tschechischen Akademie der Wissenschaften Pressburg beziehungsweise Prag sowie in der Comenius-Universität Pressburg und der Karlsuniversität Prag zu sichten, die im Quellenverzeichnis aufgeführt sind.

Das Buch bietet detaillierte Ausführungen zum Werdegang und zur politischen Ausrichtung der zentralen Persönlichkeiten und Institutionen der deutsch-böhmischen Volkskunde. Wobei den Phasen der Proto-Volkskunde und ihrer institutionellen Anfänge keine umfassende Diskursanalyse zuteil wird, und auch die Bezugnahme auf die Wegbereiter Herder, Fichte, Grimm oder Riehl zu kurz kommt. Textanalysen und Textwiedergaben sind ab Kapitel drei detaillierter zu finden, etwa bezüglich August Sauer und Adolf Hauffen. Die Diskursanalyse zu Deutung und Sichtweisen der ethnischen Differenzierung deutsch-tschechisch in den 1920er und 1930er Jahren ist gelungen, vor allem in Hinblick auf die Probleme der Paradoxa und Widersprüchlichkeiten. Allerdings ist das Fazit recht vorsichtig formuliert. Am souveränsten wirken die Ausführungen über die Phase zwischen den Weltkriegen. So bietet Kapitel vier zu Gustav Jungbauer und zur „Sprachinselvolkskunde“ eine gut ausgearbeitete Analyse auf Basis eingehender Detailstudien. Der Prozess der Konstruktion der sudetendeutschen Identität als Ideal wird sehr konzise dargestellt an Hand der „Sprachinselvolkskunde“ und der diesbezüglichen Forschung. Der Autor stellt fest, dass die deutschböhmische Volkskunde mit ihren zentralen Vertretern Josef Hanika und Gustav Jungbauer parallel zur tschechischen mit Cenek Zíbrt und Jiří Horák in der Zwischenkriegszeit explizit und bewusst die angewandte, „volkserzieherische“ Arbeit als „integralen Bestandteil“ des Faches ansahen. Seine Analyse zeigt deutlich, wie beide Seiten – man könnte sagen – ethnisch aufrüsteten, etwa vertreten durch Hanika, der die Tracht als „Mittel im Volkstumskampf“ bezeichnete und in Kooperation mit dem Deutschen Kulturverband die treibende Kraft in der praktischen Arbeit der sudetendeutschen Trachtenerneuerungsbewegung war. Als Schlüsselfigur auf der angewandten Seite porträtiert der Autor Emil Lehmann und seine Konzeption der „Volksebildung“.

Manche weitere Detailanalyse wäre verzichtbar, die – für sich genommen aufschlussreich – das Thema eher am Rande illustriert, jedoch nicht zur Klärung beiträgt. So etwa der Exkurs zu Volkskunde und Literatur in Kapitel zwei. Auch die Ausführungen zu den slawischen Forschungen, die weit in den Bereich der Slawistik und der nicht-deutschsprachigen Forschungen vordringen, bringen eher Verwirrung als Klärung zum Thema Interethnik und können die komplexe Problematik um den politisch und fachlich umstrittenen Bruno Schier nur anreißen.

Lozoviuk gestattet sich politische Bewertungen nur mit sorgfältigen, differenzierten Begründungen. Im Vergleich mit der Sprache der Aufarbeitung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland seit Ende der 1960er Jahre erscheint Lozoviuk in völkisch-rassistischen Bewertungen eher zurückhaltend. Der Schlüssel hierzu mag in der Provenienz des Autors liegen. Denn er schildert seinen Forschungsimpuls als den Reiz, die deutschböhmische Fachtradition der Volkskunde als Neuland zu entdecken, vor dem Hintergrund der Prägung durch den tschechischsprachigen marxistischen Fachdiskurs (13f.). Prämissen, Thesen und Forschungsziele, welche die Rassen- und Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus untermauerten, stehen nicht im Mittelpunkt seiner Analysen, sondern wissenschaftlich-methodische Leistungen, die daneben auch zu entdecken sind. Dem im Nationalsozialismus höchst nachgefragten Bruno Schier, der auch nach 1945 im Fach weiterwirkte, gewinnt Lozoviuk andere Schattierungen ab, etwa seine Leistungen im Bereich der kulturmorphologischen Methode, seine Nähe zum Strukturalismus oder seine Impulse für die vergleichende Ethnologie. Doch er nennt auch die Fakten, die Schier als Wissenschaftler im Dienst des Nationalsozialismus kennzeichnen, als Leiter der *Kommission für Volkskunde* an der *Sudetendeutschen Anstalt für Landes- und Volksforschung* in Reichenberg, als Mitglied der NSDAP ab 1937 und als Mitherausgeber der Festschrift *Wissenschaft im Volkstumskampf*.

Das Buch zeigt, wie sehr die Geschichte der Einzeldisziplinen mit der Institutionengeschichte verknüpft ist und die gegenseitigen Abgrenzungen politisch sehr empfindlich, inhaltlich aber häufig unscharf sind. Die Überlappungen und Abgrenzungen der Disziplinen sind so vielfältig, dass man sich mehr systematische Klärung und begriffliche Schärfe sowie eine Reflexion zu dieser Problematik gewünscht hätte. Besonders verwirrend wird die Situation angesichts der mehrfachen Gespaltenheit des Forscherpersonals wie des Forschungsgegenstandes – sprachlich, ethnisch, kulturell und deutsch,

tschechisch, slowakisch, zugleich im Wandel der realpolitischen Zuordnungen und der diese in Frage stellenden ideologischen Zuschreibungen.

Lozoviuk zeigt die territorialgeschichtlich, sprachlich, ethnisch und kulturell komplexe Situation Böhmens als „Fundus“ an Phänomenen im Bereich der „ethnonationalen Formierungsprozesse“, die zu analysieren eine Herausforderung an die interethische Forschung und ihr theoretisches Instrumentarium nach Benedict Anderson, Ernest Gellner, Eric J. Hobsbawm oder Anthony D. Smith darstellt. Angesichts der in der Moderne weiträumig vorhandenen sprachlichen und kulturellen Nivellierung und empfundenen „ethnischen Indifferenz“ führte die Konstruktion des Nationalen anhand von ethnischen bis rassistischen Merkmalen auf tschechischer wie deutscher Seite zu grotesken, einander überkreuzenden Argumentationen, etwa beim Streit um die Zugehörigkeit der Choden mit ihrer vermeintlich althergebrachten „Volkskultur“. Dies gipfelte fatal in der volkstumpolitischen Instrumentalisierung des Wissenschaftsbetriebs für die NS-Politik mit rassistisch begründeter Umsiedlung von Menschen bis hin zur ihrer systematischen Vernichtung.

Die Faktendichte des Textes ist vielfach so hoch, dass die Lesbarkeit leidet. Zeittafeln oder eine systematischere Gliederung innerhalb der Abschnitte wären hilfreich gewesen, um unerwarteten Zeitsprünge oder aneinandergereihte Durchgänge durch dieselbe historische Phase zu vermeiden. Schade ist auch, dass der Autor mit Jahreszahlen im Text sehr sparsam umgeht, zumal die Literaturangaben in den Fußnoten ohne Erscheinungsjahr geführt werden und die feinere historische Orientierung bei der Lektüre häufig den Blick ins Literaturverzeichnis erfordert.

Insgesamt ist der Text überwiegend von einem deskriptiven Ansatz durchzogen und bleibt unentschieden schwankend zwischen Gesamtdarstellung und Analyse. So wird der im Theorie- und Methodenkapitel eröffnete Anspruch einer umfassenden Diskursanalyse nur teilweise erfüllt. Anders als in Sammelbänden mit Beiträgen mehrerer Spezialisten kann der einzelne Autor Epochen und Forscherpersönlichkeiten in einem Gesamtabriss nur unterschiedlich tief durchdringen. Lozoviuk spannt den weiten historischen Bogen und unterzieht nur einzelne Persönlichkeiten, Institutionen, Themen und historische Forschungsschwerpunkte vertiefenden Analysen. Vielleicht hätte eine klare Zuspitzung auf diese Auswahl mehr Orientierung gegeben.

Dennoch wird das Buch seinem Untertitel in vollem Maße gerecht und schließt ein hoch komplexes Kapitel der Wissenschafts- und Gesellschafts-

geschichte mit seinen zentralen, insbesondere auch tschechischsprachigen Quellen auf, was ganz sicher ein Desiderat war. Denn die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde in Böhmen steht immer noch am Anfang. Der Autor schöpft aus reicher Detailkenntnis, bietet einen Leitfaden zur lokalen Fachgeschichtsschreibung, zeigt Desiderata auf, bereitet mehrsprachigen Forschern den Weg zu umfangreichen, unbearbeiteten Aktenbeständen in den Institutionen vor Ort und bietet Anregungen zur Interethnik bis hin zu aktuellen europäischen Fragen.

Irmela Stock

Ane KLEINE, Christian IRSFELD (Hgg.): *Grenzgängereien. Beiträge der gemeinsamen germanistischen Vortragsreihen in Trier und Prešov 2006/2007*. Prešov 2008.

Seit 2005 bestehen zwischen Angehörigen der Institute bzw. Abteilungen für Germanistik der Universitäten Prešov und Trier vielfältige Kontakte, die zu einer 2006 und 2007 abgehaltenen Vortragsreihe führten. In dem vorliegenden Sammelband haben diese sichtbaren Ausdruck gefunden. Die Beiträgerinnen und Beiträger beschäftigen sich mit Themen verschiedener Gebiete der Germanistik und angrenzender Disziplinen wie Philosophie, Geschichte, Landeskunde und vermitteln so einen guten Eindruck in die Arbeitsgebiete der beteiligten Lehrenden und Studierenden. Zur Zielsetzung der Vortragsreihe gehört es, auch fortgeschrittene Studierende zu Wort kommen zu lassen. Dass sich deren Beiträge von denen der wissenschaftlich stärker profilierten Germanistinnen und Germanisten mehr oder weniger stark unterscheiden, liegt auf der Hand. Ein Verzeichnis der Mitwirkenden sowie eine Übersicht über die bisherigen Aktivitäten bieten die Möglichkeit, sich über die Personalien zu informieren.

Die Begegnungen mit Angehörigen der jeweils anderen Hochschule haben einen gemeinsamen Nenner: Trier liegt an der Westgrenze Deutschlands, Prešov weit im Osten der Slowakei, beide Hochschulen sind durch ihre Lage geprägt.

So beschäftigt sich Anja Lobenstein-Reichmann sprachgeschichtlich und sprachphilosophisch treffend mit dem Thema der Grenze. Grenzgängereien, das Thema ihres Beitrags, wurde daher auch als Titel für den ganzen Band gewählt.

Grenzgängerei betreibt auch der Leiter des Lehrstuhls für deutsche Literatur in Prešov, Ján Jambor, wenn er sich anhand eines als Schlüsselwerk verstandenen Romans des Schweizer Peter Stamm mit der Übersetzungsproblematik auseinandersetzt.

Eine Grenzsituation anderer Art hat der Trierer Jiddist Simon Neuberger thematisiert: Die Art, wie das Deutsche in der jiddischen Literatur des 19.-20. Jahrhunderts gesehen wurde: Nicht das Jiddische ist Jargon, von geringem Wert, sondern die Sprache jenseits der Sprachgrenze, das Deutsche, ist unverständlich, lächerlich, hässlich, oder auch gelehrt, jedenfalls anders.

Einen Theatertext eines ganz modernen norwegischen Autors, Jon Fosse, hat Christine Bähr interpretiert: der Titel des Beitrags, Zwischenräume, rückt die eine im Theater grundlegende Größe, den Raum, in den Mittelpunkt der Betrachtung.

Ironie ist eine uralte Ausdrucksweise. Marián Fedorko geht den Verwendungsweisen von griechisch *eiron* in platonischen Dialogen nach und kommt nach einer eingehenden Analyse zu dem Ergebnis, dass zwischen der philosophischen und einer gemeinsprachlichen Bedeutung zu unterscheiden ist.

Eine bisher wenig bearbeitete Art von Liedern sind die populären Lieder, meist Schlager genannt, die in unglaublichen Mengen auf den Markt gelangen. Ihre Trivialität ist gewollt, die Vielgestaltigkeit ebenfalls, aber auch ein sprachspielerisches Element ist des Öfteren gegeben. Anne Uhrmacher stellt dies dar und plädiert für eine angemessene soziolinguistische Arbeitsweise.

Trotz der verstärkten Bemühungen von Forschern in den letzten Jahren gibt es nach wie vor manche Bestände jüdischer Quellen im späten Mittelalter, die nicht oder nicht ausreichend bearbeitet sind. Thomas Peter vom *Arye-Maimon-Institut für Geschichte der Juden* untersucht und dokumentiert die Judenbücher von Znaim.

Ulrika Strömplová, Studierende aus Metzenseifen, nimmt die Möglichkeit wahr, zunächst in einem Vortrag an der Universität Trier vor Germanistinnen und Germanisten, dann auch in diesem Band einen Bericht über ihre in Deutschland kaum bekannte Heimat und die Karpatendeutschen insgesamt zu informieren.

Die Syntax beschreibt die Regeln, nach denen ausgesagt wird, so die landläufige Meinung. Marc-Bernhard Gleißner zeigt, dass diese Auffassung zu simpel ist, referiert den sprachphilosophischen Ansatz P. F. Strawsons und offenbart Schwächen in dessen Konzept.

Seit alten Zeiten spielt das Stereotyp des einfältigen Klatschweibs in den Literaturen eine Rolle, dankbar vom Publikum angenommen. Verena Teschke hat sich mit wortreichen Beispielen in der jiddischen Literatur beschäftigt, die sie hier vorträgt.

In dem elften und letzten Beitrag hat Zuzana Zubková, Lehrerin und zum Zeitpunkt der Vortragsreihe Studierende des Faches Deutsch in Prešov, das slowakische Schulsystem vorgestellt. Mit diesem Beitrag wird das Konzept der Grenzgängerei wieder hervorgehoben, das auch in manchen der vorigen Beiträge unausgesprochen mitzudenken ist.

Walter Röll

Róbert GÁFRIK: *Hra s cudzou kultúrou. K recepcii staroindických látok a motívov v nemeckej literatúre* [Spiel mit fremder Kultur. Zur Rezeption altindischer Stoffe und Motive in der deutschen Literatur]. Bratislava (Veda) 2009, 184 Seiten.

Der slowakische Germanist, Anglist und Sanskritkenner Róbert Gáfrík hat ein Buch vorgelegt, in welchem er seine Interessensgebiete in vollem Umfang einsetzen konnte. Der Autor ist Mitarbeiter des Instituts für Weltliteratur der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Bratislava. Er beobachtet aus der Perspektive eines Auslandsgermanisten und -Indologen indische Stoffe in literarischen Werken deutscher Autoren. Es mag zunächst einmal Befremden hervorrufen, zumal weder die deutsche noch die indische Kultur zu Gáfríks ‚Leitkultur‘ gehören. Die vorliegende Arbeit relativiert sich somit in mehrfacher Hinsicht. Den ersten relativierenden Aspekt stellt mit Sicherheit jene Tatsache dar, dass er sich auf sekundäre schriftliche Quellen verlassen musste. Der zweite Aspekt ist für diese Schrift nicht minder wichtig und gerade dieser macht es ihm möglich, auf Distanz zu gehen und unbefangener Urteile auszusprechen, mit denen er in der Tat nicht sparsam umgeht – es ist der Aspekt des Außenstehenden.

Das Interesse des Westens, vor allem der Europäer, für die indische Kultur schaut auf eine lange und vielgestaltige Tradition zurück. Die Fokussierung der Besonderheiten der Wahrnehmung indischer Kultur in Deutschland stellen jedoch den Kernpunkt Gáfríks Arbeit dar. Er nimmt zwei Aspekte dieser Wahrnehmung besonders unter die Lupe, den wissenschaftlichen und den künstlerischen und stellt beide vergleichend gegenei-

inander. In einem einführenden Teil mit dem Titel *Indische Kultur und deutsche Literatur* zeichnet der Autor die historischen Konturen der merkwürdigen Beziehung der deutschen Kultur zu der indischen nach, was die spätere Lektüre durchaus erleichtert. Außer auf missionarische Aktivitäten der Jesuiten wird hier auf die Wichtigkeit der Reiseberichte von Handelsleuten und anderen Reisenden hingewiesen, die eine wichtige Wissensquelle noch vor der wissenschaftlichen Erforschung der indischen Kultur darstellen. Gáfrík listet eine ganze Reihe wichtiger deutscher Denker auf, die sich für indische Kultur interessiert haben, erklärt dabei jedoch immer auch ihr konkretes Ansinnen, ihre Beweggründe und die Facetten ihrer Herangehensweise an diese fremde und exotische Kultur. Dazu zählen für ihn vor allem Johann Gottfried Herder, Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Maier, August Wilhelm Schlegel, Arthur Schopenhauer, Friedrich Schlegel, Max Müller. Gáfrík erwähnt aber auch Karoline von Günderode, Friedrich Hebbel, Karl Gutzkow, Gustav Meyrink, Fritz Mauthner und viele andere. Die Palette der Dichter und Denker, sie sich auf die eine oder andere Weise von der indischen Kultur beeinflusst bzw. mit ihr verbunden fühlten, ist also sehr bunt. Gáfrík macht somit notwendige Abstriche und zwar sowohl methodologisch, als auch was das zu analysierende Material angeht.

Die oben erwähnte historisch-kritische Herangehensweise sollte sich für die konkreten Analysen der Werke als konstituierend erweisen, werden sie doch vor dem komplexen historischen Hintergrund der gegenseitigen Wahrnehmungen zweier großer Weltkulturen auf eine minutiöse, fast detektivische Art und Weise erläutert. Es sind dies Goethes Ballade *Der Gott und die Bajadere* und das Gedicht *Paria*, Hesses Roman *Siddhartha*, Stefan Zweigs Erzählung *Die Augen des ewigen Bruders*, Alfred Döblins Epos *Manas* und Thomas Manns Novelle *Die vertauschten Köpfe*.

Alle Autoren verwerten indische, besser gesagt altindische Stoffe und Motive in ihren Werken und jeder tut es anders und mit einem anderen Grund. Die Leitfragen, die Gáfrík an diese Werke richtet, lauten: Was sagen diese Werke über die altindische Kultur aus? Wie wird dargestellt? Inwiefern sind die Aussagen dieser Werke über die altindische Kultur authentisch und das Bild, das sie vermitteln, wahr? Warum greifen Autoren überhaupt auf altindische Stoffe zurück und verorten das literarische Geschehen im indischen Umfeld und nicht irgendwo in Europa? (12f.)

Außerdem konfrontiert der Autor das deutsche Indienbild mit der britischen Tradition der Darstellung Indiens, zwei Blickrichtungen, die sich wesentlich, also historisch-genetisch unterscheiden.

Gáfrík wählt einen für die Belange dieser Arbeit wohl geeigneten Weg, den Weg der Wahrnehmung dieser Werke im Kontext der Totalität einer Welt, in die sie thematisch oder motivisch hineingehören. Dabei lässt er sich argumentativ von Gadamers Hermeneutik führen, ein Schritt, der sich angesichts der hohen Komplexität des zu analysierenden Stoffes am Ende als positiv erweisen wird.

Die Ausgangsposition bei der Aufnahme der erwähnten Werke in Deutschland ist, dass die Leser größtenteils angesichts der kaum vorhandenen wirklichen Kenntnis der indischen Kulturtraditionen quasi gezwungen sind, das darin vermittelte Bild der indischen Kultur zu affirmieren. Auf diese Weise entsteht ein Bild, das nur vergleichend dechiffriert werden kann. Mit dieser Problematik befasst sich die komparatistische Imagologie, die dieser Arbeit den erforderlichen methodischen Halt gibt.

Gáfrík klärt im Vorfeld Begriffe, die für eine anregende Lektüre dieser Arbeit notwendig sind, wie bspw. ‚die altindische Kultur‘, die ‚vedische Kultur‘, ‚Indien‘, ‚indisches Denken‘ oder gar ‚Kultur‘ (17f.). Den zentralen Begriff stellt in dieser Arbeit der Begriff der vedischen Kultur dar, der Kontexte eröffnet, die für die konkreten Analysen und Aussagen über die literarischen Texte bestimmend sind.

Dies gilt als erstes für Goethes Ballade *Der Gott und die Bajadere*. Gáfrík geht hier vergleichend vor, stellt Goethes Bajadere als Sünderin dem vedischen Dharma-Konzept gegenüber. Es ist mehrfach belegt worden, dass Goethe den Stoff in der deutschen Ausgabe der *Reise nach Ostindien und China in den Jahren 1774-1781* von Pierre Sonnerat fand. Gáfrík relativiert diese Befunde und nennt weitere Quellen, von denen sich Goethe möglicherweise hat leiten lassen. Dazu zählen neben Sonnerat auch Abraham Roger und André Guillaume Contant Dorville (41, Fußnote 11). Weniger bekannt ist ferner Goethes persönliche Einstellung zur altindischen Philosophie und Religion, die er für verwirrend und monströs hielt (38). Gáfrík erklärt den Ursprung des Namens Bajadere, der hier für die indische Devadasi steht, doch in Goethes Verständnis ist sie eine Prostituierte, keine Gottesdienerin. Gáfrík bemerkt ganz richtig die eurozentrisch-christliche Sicht vieler Autoren, die den moralischen Charakter von Devadasis in Frage stellten. Dazu zählen mit Sicherheit auch Sonnerat und Abraham Roger, von denen Goethe den Stoff übernahm (42). Gáfrík erläutert die Institution der Devadasis aus historischer Sicht und weist darauf hin, wie sehr Goethe als Christ und Europäer seiner Denktradition verhaftet blieb. Die europäische Konzepte einer ehrbaren

Frau, einer Prostituierten, die Vorstellungen von Sexualität und Sünde waren der Konzeption der Dharma (dem Ursprung aller Religionen und Philosophien, die in Indien entstanden sind – Hinduismus, Buddhismus, Sikhismus) vollkommen entgegengesetzt. Gáfrik führt vergleichende Beispiele an, eine Version aus Shiva Purana, die diese Goethesche Verfremdung drastisch vor Augen führt, so dass sich der Autor am Ende fragt, wozu Goethe überhaupt dieses exotische Ambiente brauchte und stellt die Vermutung auf, dass es einen Skandal hervorgerufen hätte, wäre der Schauplatz nicht weitab von Europa verortet.

Ähnlich verhält es sich auch im Falle von Goethes *Paria*-Trilogie, die für einen Irrtum in Goethes lyrischem Schaffen gehalten wurde (57). In jeder *Paria*-Interpretation tauchen als zentrale Begriffe die des schuldlosen Schuldigwerdens und der Reinheit auf. Die in der Legende erzählte Handlung entspricht der Geschichte des Paraschurama z. B. aus dem Bhagavatapurana, einem Text des Hinduismus vishnuitischer Prägung. Gáfrik vergleicht damit auf eine höchst anregende Art und Weise Sonnerats Version, die an die des Bhagavatapurana angelehnt und die Goethe bekannt war, doch Goethes Version unterscheidet sich auch von Sonnerats Version deutlich, was die zweifache Rezeption der Geschichte bei Goethe erklärt. Im 19. Jahrhundert bekommt diese Geschichte zudem eine politische Dimension, derer sich Goethe bewusst sein musste – und auch war. Die *Paria*-Thematik wurde auf europäische Verhältnisse übertragen, als Parias wurden in den europäischen Gesellschaften die Juden identifiziert. Das Wort *Paria*, das aus Sonnerats Reisebericht aus dem Jahr 1782 stammt, hat also eine mehr als 200jährige Tradition und sollte entsprechend historisch betrachtet werden.

Mit einem ganz anderen Fall haben wir es bei Stefan Zweig zu tun, der entgegen allen anderen deutschen Schriftstellern den persönlichen Kontakt zu indischen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens suchte und auch fand. Diese Kontakte nutzte er, um über europäische Probleme nachzudenken. Zweig reiste 1910 nach Indien, aber nicht aus Interesse an der indischen Kultur, er wurde delegiert. Sein Interesse galt den Menschen in Indien, aber er reiste nach Indien als Europäer, der sich mit Problemen der Menschheit auseinandersetzt. Daher versuchte er von Anfang an, die eurozentrische Weltsicht abzustreifen. Seine Legende *Die Augen des ewigen Bruders* ist nicht unmittelbar nach seiner Indienreise entstanden. Bezeichnend für diesen Text ist, so Gáfrik, dass Zweig die Spracheigenheiten der deutschen Übersetzungen altindischer Texte nicht übernimmt.

Die Legende erklärt er als dichterische Auseinandersetzung mit zwei Aussagen aus Bhagavad Gita – ein spirituelles Gedicht und eine der zentralen Schriften des Hinduismus. Gáfrik erklärt die Kernaussage, die im Wort ‚naiskarmya‘, einer der zentralen Begriffe der indischen Philosophie, und in den Zitaten mit enthalten sind: „Nichtstun“. Tun und Nichtstun bilden auch das zentrale Thema in Zweigs Legende. Gáfrik erläutert minutiös semantische Nuancen der Übertragungen aus Bhagavad Gita, was den Zweigschen Aussagen wiederum einen eigenartigen und möglicherweise befremdlichen Anstrich gibt. Außerdem erkennt Gáfrik in der Legende einige „unindische“ Elemente, also Handlungen, die im indischen historischen Kontext undenkbar wären (81 ff.). Zweigs Legende hat nach Gáfriks Aussagen mit indischen Denktraditionen wenig zu tun, was mit Zweigs Fehlinterpretation der indischen Philosophie und des negativen Determinismus erklärbar ist.

Schon traditionell wird Hermann Hesse mit der indischen Kultur in Verbindung gebracht. Er hat sich schließlich sein ganzes Leben lang mit der indischen Kultur auseinander gesetzt. Gáfrik versucht am Beispiel von Hesses Roman *Siddhartha* zu beweisen, dass auch dieser Autor die vedische bzw. die buddhistische Philosophie fehlinterpretierte. Die Leitfrage lautet, ob ein Inder je zu Siddharthas Ansichten hätte gelangen können. Denn Siddharthas Ansicht, der Unterschied zwischen dem Erkennenden und dem zu Erkennenden und dem Erkannten, der sich für Siddhartha auflöst, steht offensichtlich im Widerspruch zur indischen philosophischen Tradition. Siddharthas Kritik an Buddhas Lehren gründet nach Gáfrik in deren Fehlinterpretation (106 ff.). Siddharthas negative Einstellung zur Welt ist evident im Christentum verwurzelt, eine solche Lebenseinstellung wäre im indischen Kontext in dieser Ausprägung wohl kaum zu finden. *Siddhartha*, so Hesses Kernaussage, will, wenn er stirbt, nicht das Nirvana erreichen, sondern neu geboren werden.

Ein weiterer Beleg für die Wahrnehmung indischer Denktraditionen in der deutschen Literatur ist Döblins von der literaturwissenschaftlichen Germanistik stiefmütterlich behandeltes Versepos *Manas*. Gáfrik nimmt hier Bezug auf die eher selten wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Epos, in erster Linie jedoch auf die Arbeit von Christine Maillard *Alfred Döblins Indienrezeption*, in der die Autorin eine Parallele zu C. G. Jungs Interpretation von Göttern und Dämonen als Projektionen psychologischer Inhalte des Unbewussten in Form phantastischer Vorstellungen erkennt (121). Gáfrik identifiziert sich offensichtlich mit dieser Interpretation und

stellt sie an die Seite von Ernst Ribbats Feststellung, dass sich Döblin entgegen allen anderen deutschen Schriftstellern keinen Dialog mit einer fremden Kultur erwartet hatte, sondern die Möglichkeit, alle überkommenen Normen und Werte legitimerweise destruieren zu können. Gáfrík bietet aber eine andere Lesart des Epos an, die mit Döblins Hinwendung zur katholischen Religion eng verknüpft ist. Dies bezieht er auf die Degradierung Shiwas am Ende des Epos, was als Döblins Intention zu verstehen sei, dass zerstörerische und schaffende Kräfte nicht als Wille eines persönlichen Gottes verstanden werden sollten, der außerhalb der Natur steht, sondern dass sie in der Natur selbst anwesend seien. So muss auch Shiwa schließlich einsehen, dass es Kräfte gibt, die ihm überlegen sind und dass die Welt nicht aus ihm entstanden ist – eine Parallele mit der vedischen Konzeption des Brahma, der neben Vishnu (Bewahrung) und Shiva (Zerstörung) das Prinzip der Schöpfung in der Trias der Trimurti steht.

Unter dem Einfluss C. G. Jungs Tiefenpsychologie erkannte auch Heinrich Zimmer eine neue Dimension indischer Mythen, die Dimension der kollektiven unbewussten Träume der Völker. Und gerade Heinrich Zimmer wurde die Novelle *Die vertauschten Köpfe* gewidmet. Die Beziehung Thomas Manns zu Indien bleibt bis heute eher ein Rätsel. Auf jeden Fall erfahren wir aus Gáfríks Buch, dass die Geschichte aus *Vetalapantschavincati*, einer sehr beliebten Sammlung phantastischer Geschichten stammt. Diese Geschichte benutzte Mann in der Tat als Muster für seine psychologischen Überlegungen. Gáfrík merkt an, dass die Vertauschung der Köpfe in der ursprünglichen Version nichts mehr und nichts weniger war, als eine interessante rechtliche Frage, ein raffiniertes Rätsel, wie der Autor feststellt. Thomas Mann gibt dieser Legende einen metaphysischen Anstrich und verfolgt Schopenhauers Auslegung der Körper-Geist-Problematik. Gáfríks Befund ist also eindeutig: Thomas Mann baute die Legende aus und machte aus ihr eine Geschichte, die schlussendlich der indischen Sehnsucht nach der Erlösung aus dem Kreis des Sterbens und der Wiedergeburt, in dem die Seele praktisch herum irrt und hin und her geschleudert wird von Trieben und Leidenschaften, im Widerspruch steht.

Gáfríks Arbeit zeichnet sich insgesamt durch eine sehr klare Beweisführung und einleuchtende Argumentation aus und ist somit sowohl an Indologen und Germanisten als auch an ein an interkultureller Germanistik und komparativer Imagologie interessiertes Publikum gerichtet.

Roman Mikuláš

Stefanie FUCHS: *Die nordbairisch-ostfränkische Mundartgrenze in Böhmen* (= Regensburger Dialektforum, 7). Regensburg (edition vulpes) 2006, 403 Seiten.

Die dialektgeographische Monographie, die zugleich als Dissertation erschienen ist, beschäftigt sich mit dem großen Themenbereich der sudeutsche Mundartforschung. Die Arbeit geht hervor aus der Tätigkeit der Verfasserin für den *Atlas der historischen deutschen Mundarten in der Tschechischen Republik* (ADT). Als Plattform dient das *Regensburger Dialektforum*, in dem seit der Jahrtausendwende verschiedene dialektologische Untersuchungen erscheinen.

Entstanden ist diese Arbeit aus zwei Desiderata: nämlich einerseits aus der bislang unzureichenden linguistischen Behandlung des Sprachraums zwischen dem Westböhmischem und dem Nordwestböhmischem, andererseits aus der spärlich vorhandenen Literatur, die zudem noch dieses Mundartgebiet verschiedenartig bewertet.

Beschreibungsgebiet ist der Nordosten des Nordbairischen in Westböhmen sowie der daran angrenzende Süden des Nordwestböhmischem. Im Mittelpunkt steht der Vokalismus. Resultatsbezogen werden ferner die gewonnenen Ergebnisse dazu genutzt, die Mundarten übergeordneten Sprachräumen zuzuordnen.

Das Untersuchungsgebiet umfasst das Gebiet zwischen Karlsbad und Saaz. Befragt wurden heimatverbliebene deutschstämmige Dialektsprecher in Tschechien, wobei insgesamt 28 Erhebungen vorgenommen wurden und die Antworten der Gewährspersonen nach dem Mitschnitt in Lautschrift mitgeschrieben wurden. Die Gewährspersonen sind alle in den 20er bzw. 30er Jahren des letzten Jahrhunderts geboren. Die Fragebücher basieren auf denen des Bayerischen Sprachatlases.

Bekannt ist, dass es sich bei den untersuchten Sprachräumen um konservative Mundräume handelt, die sowohl ostmitteldeutsche als auch oberdeutsche Merkmale aufweisen, neben bairischen bzw. ostfränkischen. Stefanie Fuchs arbeitet heraus, dass das Westböhmischem mit nordbairischen Sprachmerkmalen durchsetzt ist. Das Neue und Spannende ist, dass sich im Nordwestböhmischem oberostfränkische Lauteigenschaften zeigen, keine obersächsischen, wie mitunter ältere Untersuchungen nahelegen.

Die übersichtlich gearbeitete Studie bietet einen aufschlussreichen Einblick in die böhmischen Dialektverhältnisse. Ein klares Verdienst der Monographie liegt in der Beschreibung der Dialektgrenzen des Untersu-

chungsgebietes. 28 Erhebungen bilden allerdings – insgesamt gesehen – eine zu schmale Materialbasis bzw. einen zu kleinen Mosaikstein, um ein detaillierteres, großflächigeres Sprachraumbild zu zeichnen bzw. genauere Sprachraumgrenzen abzustecken. Die spannende Frage bleibt zu klären, wie sich die dialektgeographischen Verhältnisse des Beschreibungsgebietes in die überregionalen Sprachräume eingliedern. Das Ostfränkische als ein dominanter Sprachraum scheint dabei eine bedeutende Rolle zu spielen.

Alles in allem, leistet diese Studie einen interessanten Beitrag zur Erforschung der Dialekträume Böhmens.

Sebastian Seyferth

Nicole ELLER: *Syntax des bairischen Basisdialekts im Böhmerwald* (= Regensburger Dialektforum, 8). Regensburg (edition vulpes) 2006, 324 Seiten.

Die zugleich als Dissertation erschienene dialektgeographische Monographie befasst sich mit dem Themenbereich der Mundartforschung. Als schriftliches Podium dient das *Regensburger Dialektforum*.

Um es vorwegzunehmen, es gelingt Nicole Eller, ausgewählte syntaktische Phänomene des bairischen Dialekts in Böhmen anschaulich darzustellen. Besonders hervorzuheben ist der systematische Vorstoß in die Syntax, da dieser Bereich eher selten Gegenstand dialektologischer Untersuchungen ist. Dazu kommt, dass in Tschechien diesbezügliche Sprachatlasprojekte nicht geplant sind. Ferner ist diesem Themenkomplex eine demographische Brisanz inhärent, was ein zeitnahe Vorgehen nahelegt. Ob der Basisdialekt der Sprechergruppe wirklich seine ursprüngliche Form erhalten hat, wie die Autorin konstatiert (24ff.), ist zu bezweifeln und eher eine idealtypische Annahme, die von ihr damit untermauert wird, indem für das Bairische typische Kennwörter bei allen Gewährspersonen eruiert werden. Zwar ist der Dialekt in Böhmen seit ungefähr einem halben Jahrhundert in engsten sozialen Kreisen mehr oder weniger eingefroren, dennoch sind aber exogene intralinguistische Einflüsse nicht auszuschließen. Bei anderen enklavisch isolierten Mundarten, z. B. bei denen der Siebenbürger Sachsen, zeitigt Standardsprachliches durchaus seine Wirkung.

Untersucht werden böhmische Sprachlandschaften (19 Orte), die zum mittelbairischen bzw. nordbairischen Dialektraum zählen. Befragt wurden 19 Gewährspersonen, woraus 22 Tonbandaufnahmen hervorgingen, die

danach verschriftlicht worden sind, einer ‚literarischen Umschrift‘ entsprechend. Natürlich könnte man einwenden, das Korpus beruhe auf einer zu schmalen Materialbasis. Aber in Anbetracht des gesteckten syntaktischen Untersuchungsrahmens zeigt Nicole Eller einen repräsentativen Ausschnitt des gewählten Sprachmaterials.

Zu welchen Untersuchungsergebnissen gelangt die Autorin? Die Verberststellung in Aussagesätzen drückt bekannterweise eine gewisse Emphase aus. Dieses Phänomen ist hier zu beobachten, wobei prozentual Hilfsverben sehr oft verwendet werden. Interessant ist weiterhin, dass es sich bei Apokoinu-Konstruktionen durchaus um eine Erscheinung des bairischen Basisdialektes handelt, die eben gerade nicht, wie sonst oft angenommen innerhalb der Umgangssprache auf der mangelnden logischen Gliederung basiere, sondern hier Syntagmen durch Wiederaufnahme leichter zu dekodieren hilft. Weiterhin fällt die höherfrequente Benutzung der Modalverben *können* und *müssen* innerhalb von Haupt- und Nebensätzen auf. Diese hier eruierten typischen Stellungsvarianten tradieren mittelhochdeutsches Sprachgut und ahmen teilweise romanische Konstruktionen nach.

Ein beachtenswerter Abschnitt beschäftigt sich mit gesprächslinguistischen Auffälligkeiten. So werden Ellipsen, Anacoluthformen oder Wiederholungen benutzt, denen unterschiedliche Textfunktionen innewohnen, z. B. generalisierende, präzisierende oder verständnissichernde.

Einschränkend ist zu sagen, dass gelegentliche Wiederholungen den positiven Gesamteindruck ein wenig trüben. Auch sind die Ausführungen zu definitorischen und methodischen Belangen mitunter sehr ausführlich gehalten.

Insgesamt gesehen stellt jedoch diese Studie einen lohnenden Beitrag zur sprachgrenzbezogenen Dialektforschung dar.

Sebastian Seyferth

Nicole ELLER, Stefan HACKL, Marek L'UPTÁK (Hgg.): *Namen und ihr Konfliktpotential im europäischen Kontext* (= Regensburger Studien zur Namensforschung, 4). Regensburg (edition vulpes) 2008, 338 Seiten, 21 Abb.

Ein entscheidendes Bindeglied zwischen ethnischen Gruppen und regionaler Zugehörigkeit wird über die Sprache markiert und konstituiert, wie

die Herausgeber des Sammelbandes einleitend vermerken. Damit ist zugleich eine Hinleitung zum Konfliktpotential von Namen eröffnet, das immer dort entstehen kann, wo verschiedensprachige Bevölkerungsgruppen in Sprachkontaktsituationen leben. Schon die Benennungen nach der Auflösung der Tschechoslowakei wiesen auf konträre, offizielle und alltagsprachliche Gebrauchsmuster, wobei sich gleichermaßen im Tschechischen (Česká Republika versus [pejorativ] Česko) und im Deutschen (Tschechische Republik – Tschechien – [pejorativ] Tschechei) anboten (zu letzterem s. auch den Beitrag von Havlin in diesem Jahrbuch).

Anlässlich des 65. Geburtstages von Albrecht Greule hat die in Regensburg ansässige Forschungsgruppe *Namen* ein Symposium zu den Konfliktpotentialen von Namen im europäischen Kontext durchgeführt, dessen Ergebnisse im vorliegenden Tagungsband dokumentiert wurden.

Neben typologisierenden Ansätzen, so von Rudolf Šrámek (*Typologisierendes zu Namenkonflikten*, 11-16) und Rüdiger Harnisch (*Exonymen-Meidung und ihre Motive. Zur Remotivierung historisch belasteter Gebrauchsumstände in Toponymen*, 17-28) versammelt der Band eine Reihe von Fallstudien, in denen aktuelle Konfliktfälle auch in ihrer jeweiligen historischen Dimension untersucht werden. So weist Wolfgang Haubrichs in seinem Beitrag zur toponymischen Deutungshoheit im Elsass und in Lothringen zwischen 1870 und 1918 überzeugend nach, wie intensiv Ortsnamen mit der Identität von Personen und Völkern verbunden sein können und welche Gefahren sich ergeben, wenn diese zur Grundlage von Politik gemacht werden. Methodisch innovativ ist der Beitrag von Björn Hansen (*Vom pünktlichen Deutschen und rauchenden Türken: Nationale Stereotypen und Konnotationen von Ethnonymen*, 29-41), der im Hinblick auf Untersuchungen zur Stereotypisierung mit seinem korpusbasierten Ansatz neue Perspektiven eröffnet und überzeugend die Unterschiede von Konnotation und Stereotypisierung herausarbeitet. Konnotationen von Ethnonymen können in einem Deonymisierungsprozess zu festen Bedeutungsbestandteilen werden, in denen sich eben auch nationale Stereotype manifestieren.

Péter Maitz (*Der Familienname als Ausschluss- und Machtinstrument. Eine kritisch-diskursanalytische Fallstudie*, 187-217) befasst sich mit dem Phänomen der Namensmagyarisierung im 19. Jahrhundert, mit dessen Hilfe nationale Identität gestiftet und symbolisiert werden sollte. Als zentrale Diskursstrategien identifiziert Maitz solche der Fokussierung, der Überredung, der Herstellung von Druck sowie der Abschwächung und Vermeidung.

Die Beiträge umfassen dabei Beispiele aus fast ganz Europa und ermöglichen einen guten Überblick über den aktuellen Stand der Namensforschung bis hin zu markenrechtlichen Aspekten (Beitrag von Jörg Fritzsche, *Namenskonflikte im europäischen Kennzeichenrecht*, 309-331). Zur Systematisierung der Namensforschung insgesamt sei abschließend der Beitrag von Peter Wiesinger empfohlen (*Mehrsprachige Ortsnamen. Theorie, Gebrauch, Konflikt*, 43-75), der eine theoretische Klassifikation mehrsprachiger Ortsnamen auf synchroner und diachroner Ebene vorlegt, die im übrigen, Wiesinger verweist auf Beispiele aus Finnland, Südfrankreich und dem Burgenland, nicht immer konfliktär sein müssen.

Steffen Hübne

„Wenn du nicht bei mir bist...“ – „Když se mnou nejsi ty...“. 111 deutsche Gedichte aus Prag – 111 německých básní z Prahy. Herausgegeben von Viera Glosiková, Nachdichtung von Miloš Kučera. Prag (Franz-Kafka-Verlag) 2009, 146 Seiten und 17 Abb.

Wenn du nicht bei mir bist... Mit diesem Vers aus Louis Fürnbergs Gedicht *An die ferne Geliebte* haben die Herausgeberin Viera Glosiková und der Nachdichter Miloš Kučera einen schön gestalteten Band übertitelt, in dem 111 Gedichte von sechsundzwanzig deutschsprachigen Prager Autoren vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs versammelt sind. Die Gedichte sind in Deutsch und soweit ich das nach Rhythmus, Versmaß und Reim beurteilen kann, in einer ausgezeichneten tschechischen Nachdichtung nebeneinander gestellt, deutsch in schwarzer, tschechisch in roter Farbe.

Zwei- bzw. mehrsprachig war das Prag vor dem Zweiten Weltkrieg. Kulturströme verbanden Prag nicht nur mit Brno (Brünn) und Bratislava (Pressburg), sondern auch mit Wien, Budapest, München, Leipzig und Berlin.

Das Verdienst von Viera Glosiková und Miloš Kučera ist es vor allem, neben den Gedichten Rainer Maria Rilkes und Franz Werfels, die zum festen Bestandteil des deutschsprachigen Kulturerbes gehören, Johannes Urzidil breit vorgestellt, Egon Erwin Kisch und F. C. Weiskopf als Lyriker präsentiert, Louis Fürnberg mit seinen schönsten Gedichten aufgenommen und die Lyrik Friedrich Adlers, Josef Adolf Bondys, Karl Brands, Max Brods, Emil Faktors, Rudolf Fuchs', Victor Hadwigers, Leo Hellers,

Camill Hoffmanns, Franz und Hans Jannowitz', Oskar Kostas, Paul Lepins, Georg Mannheimers, Otto Picks, Hugo Salus', Hedda Sauers, Oskar Wieners, Ludwig Winders und Ottokar Winickys für die deutschsprachige und tschechische Leserschaft erschlossen zu haben.

Es empfiehlt sich, diese Gedichte laut zu lesen und ihrem Klang, ihrem Ton, ihrer Musikalität nach zu lauschen, vermischen sich doch böhmische Musikalität und deutscher Wortklang in ihnen auf einzigartige Weise. Bei Louis Fürnberg ist dieser Zusammenklang sogar im Titel des Gedichtes *Antonin Dvořak. Sonatine op.100* gegenwärtig. Gleichviel, ob diese Gedichte stärker zum Neoromantismus, zum Volksliedton oder zum Expressionismus neigen, sie wurzeln in einem Zeitalter, das in die Moderne aufbricht; die Hüllen des 19. Jahrhunderts werden abgestreift und die Gedichte atmen eine neue Zeit, die im Jugendstil ihren Ausdruck gefunden hat. Die Gedichte sind von der Prager Luft zwischen Jugendstilfassaden und dem Kaffeeduft des Café Arco erfüllt, sie spiegeln das milde Tageslicht der Prager Altstadt und das warme Laternenlicht, das sie abends erleuchtet. Ihre Autoren nutzen die neu entstandenen lyrischen Formen, um Leben und Tod, Krieg und Frieden, Glück und Not, später auch Elend und Hoffnungslosigkeit zu besingen. Das Gesangliche, das Musikalische besteht in einer variablen Nutzung von Rhythmus, Versmaß und Reim, bei Rudolf Fuchs und Ottokar Winicky sogar des geschickt eingesetzten Binnenreimes. Viele dieser Gedichte, ausgenommen die Lyrik Rainer Maria Rilkes, Franz Werfels und Johannes Urzidils, waren ins Vergessen hinabgesunken, einmal, weil Prag die Mehrsprachigkeit abhanden gekommen war, zum anderen, weil sich in Deutschland und Österreich nur Spezialisten für sie interessierten und schließlich, weil durch die Dominanz der Avantgardedichtung Versmaß, Rhythmus und Reim als altmodisch erschienen.

Die Herausgeberin und der Nachdichter haben genau gearbeitet, und paradoxerweise erscheinen uns die 111 Gedichte heute wieder sehr nah. Gewiss man wird nicht allen Gedichten den gleichen literarischen Rang beimessen können. Mir stehen neben Rilkes und Werfels Lyrik die Gedichte Paul Leppins *Andacht*, *Abendwanderung* und *Herbsttag im Prager Seminargarten* in ihrer spezifischen Melange von Orts- und Zeitgefühl sehr nahe.

Die größte Entdeckung in diesem Band sind für mich die Gedichte von Rudolf Fuchs. *Bahnfahrt*, *Schön ist*, *Die weiße Rose*, *Die Rose der Armen*, *Der Moldauverkäufer*, *Variationen nach Heinrich Heine*, *Gatton Park* und *Schwierige Verständigung* gehören für mich zu den ergreifendsten Gedichten der deutschsprachigen Prager Literatur. Ich sehe Rudolf Fuchs in der Tra-

dition Heinrich Heines stehen, manche seiner Gedichte schlagen einen ähnlichen Volksliedton an, wie ihn Heine im *Buch der Lieder* immer wieder erklingen lässt. Wie Heinrich Heine treibt Rudolf Fuchs die Frage um, wie er für das, was ihm im Innersten bewegt, Worte finden kann, wenn er aus seiner Muttersprache und seinem angestammten Kulturraum vertrieben worden ist. Fuchs starb 1942 in London. Sein Gedicht *Der Moldauverkäufer* ist sozial grundiert und führt den Leser die Moldau und die Menschen an ihrem Ufer vor Augen; er sieht sie nicht nur strömen, wie beim Hören von Bedřich Smetanas Tondichtung, er kann sie förmlich riechen, mit allen Sinnen wahrnehmen.

Karl Brand hat mit seinen Gedichten *An einen Freund* und *Chaos* die Sprache vom Reim entbunden und ins Expressive geöffnet; beide Gedichte folgen einem freien, aber fast strengem Rhythmus.

Victor Hadwiger ist mit den Gedichten *Sonnenstaub*, *Herbst*, *Largo*, *Wandlung*, *Vermächtnis*, *Kleine Gräber*, *Vor den Türen des Palastes* und *Der Wanderer* vertreten. Hadwiger hat einen ganz eigenen, unverwechselbaren Ton in die Prager Literatur um die Jahrhundertwende eingebracht; rhythmische Präzision vereint er mit sprachlicher Klarheit. Das Gedicht *Der Wanderer* („Wenn unter uns ein Wanderer ist“) aus dem Nachlass des Dichters nimmt das Motiv des Wanderers auf, das von Dante über Goethe, Hölderlin und die Romantik die europäische Lyrik durchzieht, auf und bringt es, durch eine Verbindung von gebundener Sprache und freien Rhythmus in eine neue, moderne Form.

Franz Janowitz, geboren 1892 und gefallen 1917 an der italienischen Front, galt als einer der avanciertesten Lyriker seiner Zeit, vom gestrengen Karl Krauss ebenso geschätzt wie von Max Brod. *Der steinerne Tag*, *Immer an Ufern, aber am liebsten*, *Die Krückenhimmelfahrt*, *Der Straßenarbeiter*, *Der Knabe*, (*In einer offenen Türe*) zeigen ihn auf einer dichterischen Höhe, wie sie damals vielleicht nur Georg Trakl und Franz Werfel erreicht hatten; ob die Verse gebunden oder frei sind, die Themen suchen im kleinsten Kristall das Universelle, und im Universellen den Ton. Der ist bisweilen hymnisch gestimmt und scheint im Anblick der *Feuerschlinge* (Georg Trakl) doch in Moll zu enden.

Louis Fürnberg wird mit *An die ferne Geliebte*, *Das Nussbaumblatt*, *Schwere Stunde*, *Lauter fremde Leute*, *Raron an Rilkes Grab*, *Die Angst*, *Epilog* und dem bereits erwähnten Dvořak-Gedicht vorgestellt. Für den 1956 in Weimar verstorbenen Dichter gab es gute Gründe, sich nicht nur gegen Nationalsozialismus und Krieg zu engagieren, sondern sich für die Verwirklichung

einer kommunistischen Utopie einzusetzen, die auch ihm Enttäuschungen nicht ersparte. In den hier ausgewählten Gedichten steht seine Natur- und Liebeslyrik im Vordergrund. Ein Zweifler und klar sehender Lyriker war er auch, wenn er im Gedicht *Angst* die Massengesellschaft in Frage stellt, die „künstlichen Fahnen“ im „künstlichen Wind“ knattern lässt, und kritisch beleuchtet, wie sich der Einzelne „vom Starkstrom des Nebenmann neu aufladen“ lässt. Das ist auch gegen die Symbolformen kommunistischer Politik gerichtet. Fürnberg hat die Alternative zur Massengesellschaft, die Einsamkeit, genau gekannt: ihre Chancen und Gefahren.

Camill Hoffmann beeindruckt mit seinen späten Gedichten *Wann* und *Vergiss*. Sie sind stark von Rilke und Hofmannsthal inspiriert. Noch immer musikalisch, aber in dunklem Moll tönend, sind die *Theresienstädter Sonette*. In ihnen werden traditionelle Formen der deutschsprachigen Lyrik mit starken Bildern aus der jüdischen Religion verbunden. Die *Theresienstädter Sonette* gehören zu den eindringlichsten und ergreifendsten Zeugnissen deutschsprachiger Lyrik, die während des Zweiten Weltkrieges entstanden sind. In einer größeren Dimension betrachtet stehen sie in einer Reihe mit Jura Soyfers *Dachau-Lied*, Mikloš Rádnos *Gewaltmarsch* und Josef Čapeks Zeichnungen aus deutschen Konzentrationslagern. Die Verse: „Allein aus seinen Augen schlug ein Feuer / wie Wetterleuchten ungeheuer“ erinnern an Josef Čapeks von Blitzen und Flammen übersäte Bilder, die er nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges malte und mit *Feuer* übertitelte.

Gewiss, das alte Prag, in dem tschechische, jüdische und deutsche Menschen eine gemeinsame Kultur lebten, ist ein versunkenes kulturelles Milieu, aber „Graben und Erinnern“ waren für Walter Benjamin zwei Methoden, um einer Sache im Augenblick ihres Entschwindens habhaft werden zu können und damit ein Stück Kultur zu „retten“, indem es einer interessierten Leserschaft zur Rezeption übergeben wird.

Viera Glosiková und Miloš Kučera haben mit ihrem Band *Wenn du nicht bei mir bist...* den Nachweis erbracht, dass Rainer Maria Rilke und Franz Werfel zu den Meistern der deutschsprachigen Prager Lyrik gehören, diese jedoch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts breit und vielgestaltig war. Dass sie in dieser Fülle erstmalig in deutscher und tschechischer Sprache vorliegt, ist kulturhistorisch bedeutsam und ein Brückenschlag zwischen tschechischer und deutscher Leserschaft.

Vielleicht kann dieser Band auch ein wenig dazu beitragen, die Enkel und Urenkel, die aus der Tradition der Prager Lyrik stammen, in beiden Literaturen zu suchen und einander näher zu bringen. Wie Musikalität,

Sanglichkeit und Rhythmus die Gedichte dieses Bandes eint, so könnte das Musikalische gegenwärtiger Lyrik, das Einst und Jetzt verbindet, auch tschechische und deutschsprachige Lyrik näher zueinander finden lassen, ganz im Sinne von Franz Janowitz, der sein Gedicht (*In einer offenen Türe*) mit folgenden Versen enden lässt:

Das Largo deiner Seele flutet. Leise-leise
Wogt deines Lebens Symphonie.

Dietmar Ebert